

PETER EISENBERG

Zur Typologie der Alphabetschriften: Das Deutsche und die Reform seiner Orthographie

Abstract

Alphabetschriften von altverschrifteten Sprachen weisen Charakteristika auf, die es erlauben, von einer Typologie der Alphabetschriften zu sprechen. Als typologischer Parameter gilt der einer phonologischen, prosodischen, morphologischen und historischen 'Tiefe'.

Die vorliegende Arbeit unternimmt es, typologische Eigenschaften des deutschen Schriftsystems zu benennen und an zwei Beispielen genauer zu explizieren. An der Umlautschreibung <a-ä> sowie der Verdoppelung von Konsonantgraphemen in Anglizismen wird gezeigt, wie phonologische und morphologische Struktureigenschaften von Wörtern bei der Schreibung interagieren. Typisch für das Deutsche scheint insgesamt zu sein, daß sich die Tiefe der Einzelparameter gegenseitig auf transparente Weise begrenzen.

Eine erste Nutzenanwendung besteht im Bezug auf Formulierungen des Reformvorschlages. Liegt die Orthographiereform typologisch richtig? Greift sie strukturelle Eigenschaften des Deutschen auf oder wird sie eher zu einer 'Deregulierung' beitragen? Der Beitrag möchte zeigen, wie Fragen dieser Art fundiert bearbeitet werden können.

1. Schrifttypologie und Schriftsystemtypologie

Schrift- und Schriftsystemtypologien unterscheiden sich in der Regel erheblich von Sprachtypologien allgemein. Sprachtypologische Untersuchungen gehen letztlich der Frage nach, welche strukturellen Charakteristika Sprachen haben, wenn man sie anhand vereinbarter Parameter vergleicht. Diese Parameter sind wie die je verwendeten kategorialen und funktionalen Begriffe, wie die Strukturformate und linguistischen Beschreibungsebenen in keiner Weise a priori fixiert.

Auch Schrifttypologien weisen eine erhebliche Vielfalt auf und unterscheiden sich in Abhängigkeit vom theoretischen Rahmen, in dem sie angesiedelt sind. Seitdem man 'Schrift' definitorisch auf solche visuellen Materialisierungen beschränkt, deren Einheiten sich systematisch auf sprachliche Einheiten beziehen lassen, beschäftigen sich Schrifttypologien aber eigentlich immer mit derselben – vergleichsweise engen und konkreten – Frage. Es ist die Frage danach, auf welcher Ebene sprachlicher Einheiten eine Schrift operiert, auf welchen Typ sprachlicher Ein-

heiten sich die Einheiten einer Schrift als ihre Grundebene systematisch beziehen lassen.

Daß man auf diese Weise zu drei Haupttypen danach kommt, ob die Einheiten einer Schrift sich primär auf bedeutungstragende (logographisch), prosodische (silbisch) oder kleinste segmentale (alphabetisch) Einheiten bezieht, ist in der neueren Literatur weitgehend unkontrovers. Schwierigkeiten ergeben sich aber bei der genaueren Untersuchung jeder einzelnen Schrift daraus, daß sie sich als Mischtyp erweist oder sich der Bindung an eine der Ebenen überhaupt entzieht. So gilt das Chinesische als 'im Prinzip' logographisch, weist aber derart zahlreiche und strukturell bedeutsame prosodische und segmentale Bezüge auf, daß die Zuordnung zweifelhaft wird. Das Phönizische gilt als Konsonantschrift, schon weil man so seine Bedeutung für die Entstehung der Alphabetschrift des Griechischen versteht. Aber macht diese Einordnung Sinn, wenn man die lineare Abfolge von Konsonanten eigentlich wie Silben liest? Es wird folglich auch die Auffassung vertreten, das Phönizische habe eine Silbenschrift (zur Übersicht De Francis 1989; Faber 1992; Coulmas 1995).

Die Schrifttypen sind im Grunde nicht einmal Idealtypen, von denen die Schriften der Einzelsprachen mehr oder weniger stark abweichen. Viele Sprachen verwenden Schriften, die sich keinem der Typen als eindeutig dominant zuordnen lassen. Dies gilt umso mehr, je weniger man die auch in der Schriftforschung bis in die jüngste Vergangenheit hinein übermächtige diachrone Perspektive als einzige gelten läßt. Die Schrifttypologie der erwähnten Art ist dann eigentlich nur eine Typologie der Schriftzeichen. Um das Schriftsystem einer Einzelsprache angemessen zu beschreiben, hat man die Schriftzeichen kategorial und die Art ihrer Verwendung beim Aufbau sprachlicher Einheiten strukturell zu erfassen. Damit ist man bereits bei genuin linguistischen Fragestellungen. Für die Aufgabe, die sich die vorliegende Arbeit stellt, ist nun von Bedeutung, daß sich der Zusammenhang von Schrifttypologie und Schriftsystemtypologie nicht für alle Sprachen in derselben Weise stellt. Für Sprachen, deren Schrift einen erheblichen Anteil an logographischen und silbischen Zeichen aufweist, beginnt die Ebenenmischung bereits bei den Grundeinheiten. Wie das Schriftsystem einer solchen Sprache als Ganzes konsistent zu beschreiben ist, muß hier offen bleiben. Die Schwierigkeiten sind erheblich (ausführlich dazu Eisenberg 1995).

Weniger groß scheinen sie bei Sprachen zu sein, die eine Alphabetschrift in der Art verwenden, wie es das Deutsche und alle seine näheren und entfernteren Nachbarn tun. Logogramme und Silbenzeichen sind in diesen Sprachen selten und systematisch auf Abkürzungen, Zahlen u.ä. be-

schränkt. Sie bleiben bei der Beschreibung des Schriftsystems als Teil der Kerngrammatik unberücksichtigt.

Das Gemeinsame solcher Systeme ist, daß sie mit Grundzeichen derselben Art operieren und Bezüge auf die verschiedenen Beschreibungsebenen deshalb prinzipiell auf dieselbe Weise realisieren. Die Grundzeichen sind Buchstaben und Buchstabenfolgen (Mehrgraphen) sowie in einigen Fällen Buchstaben mit Diakritika. Dazu kommen Interpunktionszeichen, deren Status und Funktion hier unberücksichtigt bleibt. Die Grundzeichen, in der neueren Literatur meist als Grapheme geführt, lassen sich regelhaft bestimmten Abschnitten des Lautkontinuums der gesprochenen Sprache zuordnen, eben den Sprachlauten. Eine solche mehr oder weniger eindeutige oder sogar eineindeutige Zuordnung ist bei allen genannten Sprachen möglich. Als Zuordnung von Graphemen zu Lauten stellt sie den alphabetischen Anteil eines Schriftsystems dar. Der Terminus 'alphabetisch' bezieht sich also einmal auf das Inventar an Grundzeichen, zum anderen aber auch auf eine Relation zwischen diesen Grundzeichen und einer Menge von Sprachlauten.

Ein Bezug auf größere sprachliche Einheiten wie Silben und Morpheme kann in Sprachen mit Alphabetschrift nur auf eine Weise realisiert werden, nämlich durch eine besondere, von der alphabetischen im genannten Sinne abweichende Verwendung der Grundzeichen. Diese besonderen Verwendungen sind immer wieder dieselben, sie lassen sich auf wenige Grundtypen reduzieren. Da eine systematische Darstellung dieser Mittel m.W. nicht vorliegt, sollen die wichtigsten anhand einfacher Beispiele aufgezählt werden.

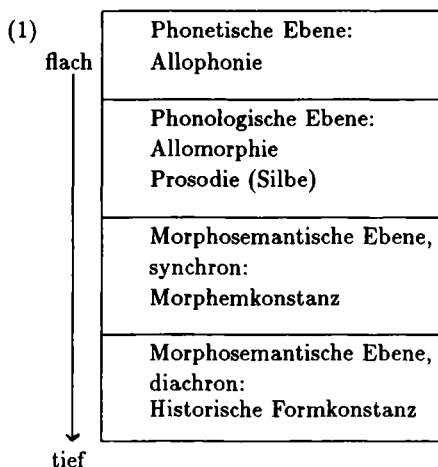
Prosodische und insbesondere silbenstrukturelle Information wird enkodiert durch Diakritika oder durch besondere Graphemkombinationen. So kann ein betontes, gespanntes [æ] im Französischen als <ai> geschrieben werden, ein betontes gespanntes [i] im Deutschen als <ie>, ein entsprechendes [e] als <ee> usw. Ein <h> kann im Deutschen eine Silbengrenze markieren und eine Silbe entweder schließen (*neh-men*) oder öffnen (*ge-hen*). Die Verdoppelung von Konsonantbuchstaben wird auf vergleichbare Weise zur Markierung von Silbengrenzen verwendet, z.B. deutsch *bit-te*. Besondere Zuordnungen von Graphemen zu Lauten können silbische Information tragen, indem sie auf bestimmte Positionen in der Silbe beschränkt sind. So steht <s> im Deutschen für [ʃ] nur in bestimmten Anfangsrändern wie in *Spiel*. Auch das graphematische Überspringen echter Allophonie wie die Schreibung <ch> für [ç], [x] und [k] kodiert silbenstrukturelle Information.

Werden morphologische Bezüge realisiert, so meist mit der Funktion, morphologischen Einheiten eine stabile visuelle Gestalt zu verleihen. Das kann bedeuten, daß 'stumme' Konsonanten wie im Französischen geschrieben werden (*tout-toute*) oder daß ganze morphologische Einheiten wie das Plural- oder das Fem.-Morph gelegentlich wohl zu sehen, aber nicht zu hören sind (*enfant-enfants; lingual-linguale*). Das geht im Französischen so weit, daß manche Wörter eine Morphologie haben, die zum überwiegenden Teil 'stumm' ist ([gɑrdé] = *garder, gardez, gardé, gardés, gardée, gardées*).

Zu ähnlichen Zwecken wird im Geschriebenen die Abbildung bestimmter Lautmerkmale neutralisiert, d.h., statt auf ein Phonem bezieht sich das Grundzeichen auf ein Morphophonem. Beispiele sind das Überspringen der Auslautverhärtung im Deutschen (*Hunde-Hund*) oder die Neutralisierung von Gespanntheit des Vokals in einem Suffix wie *-ig* (*freudiges* mit gespanntem, *freudig* mit ungespanntem Vokal). Der wichtigste logographische Zug alphabetischer Systeme besteht aber wohl in der Konservierung silbischer Schreibungen wie bei Geminatation (*Stam-mes - Stamm*) oder beim silbenschießenden <h> (*hoh-ler - hohl*).

Eine Graphematik für eine Einzelsprache kann man sich dann so vorstellen, daß jede zu beschreibende sprachliche Einheit, also etwa jede Wortform, in Hinsicht auf ihren alphabetischen, prosodischen und morphologischen Anteil gekennzeichnet wird. Wo das nicht systematisch möglich ist, hat man es in der Regel entweder mit Einheiten aus abgeschlossenen lexikalischen Klassen (funktionalen Einheiten), mit historisch obsoleten Schreibungen oder entlehnten Schreibungen zu tun. Ansätze für derartige Beschreibungen liegen für viele Sprachen vor (vgl. z.B. die entsprechenden Artikel in Günther/Ludwig 1995), wirklich ausführliche Darstellungen fehlen aber bisher.

Auf der Grundlage des damit auch für Alphabetschriften etablierten Ebenenbezugs ist nun eine typologische Charakterisierung von Alphabetschriftsystemen in Angriff genommen worden. Als typologisch relevanter Parameter gilt der der Tiefe. Am weitesten ausgearbeitet wurde er in den Arbeiten von Trudel Meisenburg (1994), (1994a). Anhand der in 1 vereinfacht und leicht abgewandelten Tiefenskala vergleicht Meisenburg die Schriftsysteme einer Reihe europäischer Sprachen, unter ihnen das Deutsche. Das Deutsche erweist sich als System mittlerer Tiefe. Es hat Bezüge zu allen Ebenen. Es weist sehr viel mehr synchronmorphologische Bezüge auf als etwa das Spanische, bleibt bei den historischen Bezügen weit hinter dem Englischen zurück und regelt sehr viel mehr Schreibungen über das Basissystem von Graphem-Phonem-Korrespondenzen als das Französische.



Die theoretisch interessante Frage ist, in welchem Sinne die in 1 aufgeführten Ebenen eine Ordnung bilden. Bezüge zu 'tieferen' Ebenen führen dazu, daß der alphabetische Anteil des Systems eingeschränkt wird. Das gilt für all diese Ebenen. Aber kann ein System beispielsweise eine ausgeprägte etymologische Komponente haben und im übrigen ganz alphabetisch orientiert sein? Ist ein synchron-morphologischer Zug ohne einen silbisch-prosodischen denkbar?

Für das Deutsche ist ein Bezug auf ein Ebenenschema wie in 1 unproblematisch. Seine systematische Beschreibung wird dann am einfachsten, wenn phonographische Schreibungen (z.B. *menlich* als phonographische Schreibung für *männlich*) zunächst nach silbenstrukturellen und dann nach morphologischen Regeln überformt werden. Im Beispiel ergibt sich die Geminata *nn* aus dem Bezug auf eine Form wie *Männer* (dazu Abschnitt 3), während das <ä> sich aus einem Bezug auf *Mann* herleitet (dazu Abschnitt 2). Im Gesamtkonzept für eine Graphematik des Deutschen kann man in der Tat dem Phonographischen das Silbenstrukturelle und diesem das Morphologische im Sinne der sukzessiven Abarbeitung von Strukturbedingungen folgen lassen (dazu im Ansatz Eisenberg 1992; Duden 1995).

Wie weit das in der Logik der Sache liegt und damit 1 zumindest bis auf den historischen Aspekt generell und für alle alphabetischen Systeme rechtfertigt, kann nicht erörtert werden. Unabhängig von dieser

die Globalstruktur alphabetischer Systeme betreffenden Frage ist jedoch zu klären, ob und gegebenenfalls in welchem Umfang ein bestimmtes System phonologische, silbische oder morphologische Tiefe aufweist. Welche Probleme dabei auftreten, wird im folgenden für die morphologische Komponente des deutschen Schriftsystems gezeigt.

Der morphologische Bezug alphabetischer Systeme wird in der Regel unter Stichworten wie Stammprinzip, Morphemkonstanz oder Schema-konstanz abgehandelt. Dabei wird kaum einmal gefragt, welche Form es denn ist, die konstant gehalten wird. Und ebenso wenig wird gefragt, was Abweichungen von der Morphemkonstanz eigentlich bedeuten. Meist werden sie einfach als Abweichungen vom morphologischen Prinzip, als Ausnahmen oder eben als Anzeichen dafür genommen, daß das Schriftsystem nicht die mögliche morphologische Tiefe erreiche.

Die beiden folgenden Abschnitte haben das Ziel, das morphologische Prinzip etwas genauer als üblich zu beschreiben. An zwei für das Deutsche typischen Erscheinungen wird gezeigt, wo das Prinzip seine Grenzen hat und was die Gründe dafür sein könnten. Was 'morphologische Tiefe' für dieses und vielleicht weitere Systeme heißt, wird damit einer genaueren Explikation zugänglich.

Die gewählten Bereiche *ā*-Umlaut und Doppelkonsonantbuchstabe erörtern wir jeweils unter Bezug auf Regelformulierungen in den letzten Fassungen des Vorschlags zur Reform der deutschen Orthographie (Reformvorschlag 1994; 1995). Dies geschieht nicht mit der Absicht, einen Beitrag zur aktuellen Reformdiskussion zu leisten. Dafür ist der Rahmen der vorliegenden Arbeit denkbar ungeeignet. Das Ziel ist vielmehr, die in den vergangenen Jahren in Gang gekommene Debatte um einen möglichen linguistischen Beitrag zu einer längerfristigen Reformarbeit fortzusetzen.

2. Grenzen des morphologischen Prinzips: Markiertheit und phonologische Fundierung der Schreibung des *ā*-Umlautes

Die Unsicherheiten der *ā*-Schreibung lassen sich auf unterschiedliche Weise systematisch erfassen und deuten. Wir setzen für das folgende eine Grundklassifikation der betonbaren Vokale des Deutschen nach dem Merkmalspaar gespannt/ungespannt voraus. Unter synchroner Perspektive und Beschränkung auf Distinktivität als funktionalem Parameter ergibt sich dann ein System mit acht gespannten und sieben ungespannten Vokalen.

Die Asymmetrie entsteht bei den vorderen halbgeschlossenen bis halboffenen Vokalen. In diesem Bereich steht zwei gespannten Vokalen, dem [e]

(*nehme*) und dem [æ] (*nähme*), ein ungespannter gegenüber, der meist in der Position des dritten primären Kardinalvokals angesiedelt und als [ɛ] (*renne*) transkribiert wird. In allen anderen Fällen treten gespannte und ungespannte Vokale in eindeutiger Zuordnung paarweise auf.

Bei an der Schrift orientierter Aussprache lassen sich die Verhältnisse mit Minimalpaaren wie *Beet* – *Bett* und *quälen* – *quellen* illustrieren, wobei der ungespannte Stammvokal in der jeweils zuletzt genannten Form eben derselbe sein soll. Die Opposition [ɛ] – [æ] spielt im nativen Wortschatz kaum eine Rolle. Selbst bei strikter Leseaussprache finden sich wenige echte Minimalpaare vom Schlage *Ehre* – *Ähre*. Schon in Fällen wie *Beeren* – *Bären* ergibt sich eine Paarbildung nur für die Pluralformen und bei *Zeh* – *zäh* läßt sich von 'Minimalpaar' nicht mehr sprechen. Die funktionale Belastung der in Rede stehenden Opposition ist gering.

Ob sie bei realistischer Betrachtung und Absehung vom Geschriebenen überhaupt vorhanden ist, beurteilen die Phonologen unterschiedlich. Ein abschließendes Urteil, das überregionale Geltung beanspruchen und sich auf einen ausgewiesenen Begriff von Standardlautung berufen kann, der nicht identisch ist mit einer reinen Leseaussprache, wird es in dieser Frage kaum geben können. Es ist für unsere Zwecke auch nicht erforderlich. Eine Formulierung wie in der Dudengrammatik wird den Notwendigkeiten gerecht, indem sie darauf verweist, es bestehe „in der Standardlautung eine Konkurrenz zwischen [ɛ] und [æ]. Sie führt dazu, daß sich ein halboffenes [ɛ] als Standard durchsetzt. Man hört heute sowohl [fæ:təR] wie [fɛ:təR] und [fe:təR] (letzte Aussprache vorwiegend in Norddeutschland). In Wörtern wie *Ähre* und *Bär* ist der Vokal – anders als in *Väter* – kein Umlaut von [a]. Auch hier kommen mehrere Öffnungsgrade des Vokals vor.“ (Duden 1995, S.51).

Die Formulierung schließt nicht aus, daß die Opposition [ɛ] – [æ] in besonderen Fällen funktional sein kann, und in der Tat ist das der Fall. Für Verben wie *nehmen*, *geben*, *lesen*, *sehen*, *treten* gibt es Stammformen mit gespanntem [a] und [æ], z.B. *sehe* – *sah* – *sähe*, *gebe* – *gab* – *gäbe*. Die Vokalreihe [ɛ] [a] – [æ] ist in *allen* möglichen Paarbildungen funktional belastet. Insbesondere gilt das auch für den Vokal des Konjunktivs Präteritum im Verhältnis zu dem des Präsens (Ind oder Konj). Soll der Konj des Prät markiert werden, so ist das nur durch das gegenüber [ɛ] deutlich offenere [æ] möglich. Die Umlautschreibung <ä> stellt direkt nur einen morphologischen Bezug zur Stammform mit <a> her. Daß sie sich hält und tatsächlich verwendet wird, liegt aber offenbar auch am Bezug auf die Stammform mit <e>.

Welche Rolle die morphologisch fundierte Distinktivität von [e] und [æ] insgesamt spielt, muß dahingestellt bleiben. Im Vergleich zur graphematischen Opposition im Standardfall *Hahn* – *Hähne*, *Wahl* – *Wähler* oder *lahm* – *lähmen* ist die phonologische Opposition von geringer Bedeutung, aber sie ist vorhanden und sie hat ein eindeutiges phonetisches Korrelat. Man kann dem <ä> immer sein Korrelat [æ] verschaffen.

In der neuesten Fassung des Reformvorschlages ist der Fall so geregelt: „Für langes [e:] und [e:] (entspricht unserem [æ:], P.E.), die in der Aussprache oft nicht unterschieden werden, schreibt man *ä*, sofern es eine Grundform oder verwandte Form mit *a* gibt, z.B. *quälen* (wegen *Qual*). Wörter wie zum Beispiel *sägen*, *Ähre* (≠ *Ehre*), *Bär* sind Ausnahmen.“ (Reformvorschlag 1995, S. 23).

Diese Formulierung weist eine Reihe von Problemen auf, die für eine genauere Fassung des morphologischen Prinzips, wie es für das Deutsche gilt, von Interesse sind. Warum wird die 'Grundform' neben der 'verwandten Form' genannt? Jede Grundform zu einer gegebenen Form ist mit ihr verwandt. Mit 'verwandte Form' selbst ist offenbar 'morphologisch verwandte Form' gemeint. Die Art der Verwandtschaft ist ohne Belang. Nichts wird über Ableitungsrichtung, Flexion vs. Derivation, Regelmäßigkeit, phonologische Beziehbarkeit usw. gesagt. Daß Qualifizierungen dieser Art fehlen, hat nichts mit der gerade besprochenen Regel zu tun. Sie fehlen fast durchweg, d.h., ihr Fehlen zeigt, wie das morphologische Prinzip im Reformvorschlag verstanden wird: „Was verwandt ist, muß auch gleich geschrieben werden.“

Zu fragen ist weiter, warum die Regel den postulierten Zusammenhang zwischen Schreibung und Lautung auch umkehrt und die Schreibungen mit <ä> ohne morphologischen Bezug auf <a> als Ausnahmen bezeichnet. Die Liste solcher Schreibungen ist lang, zumindest wenn man sich auf die synchrone Perspektive beschränkt. Sie umfaßt außer den bereits genannten Wörter wie *Krähe*, *Strähne*, *Häher*, *Märe*, *Mähre*, *Häme*, *Träne*, *fähig*, *träge*, *erzählen*, *gähnen*, *mähen*, *während* und viele andere. Gerade weil morphologisch nicht fundierte Umlautschreibungen beim ungespannten [e] sehr viel seltener sind, spricht man beim gespannten Vokal im allgemeinen nicht von Ausnahmen. Ganz im Gegenteil. Es lassen sich zahlreiche auch neuere phonologische Arbeiten anführen, die dieses <ä> explizit oder implizit als Anzeichen für die Existenz eines Phonems [æ] ansehen (z.B. Wiese 1988; Vennemann 1991).

Die Unsicherheiten auf der phonologischen Seite machen es unmöglich, das <ä> für gespannten Vokal auf eine morphologische Funktion zu reduzieren. Nur umgekehrt ist die Regelmäßigkeit eindeutig: wann immer

eine Wortform mit [e] oder [æ] morphologisch auf eine mit [a] bezogen ist, wird sie mit <ä> geschrieben. Ausnahmen gibt es nicht, und so enthält der Reformvorschlag keinen einzigen Fall, in dem ein <e> zur weiteren Durchsetzung des Stamprinzipis künftig durch ein <ä> ersetzt werden sollte.

Ein erster Versuch, das Gesagte als Schlußfolgerung zu verallgemeinern, könnte so aussehen: Als markiertes Graphem für gespannten Vokal verhält sich <ä> dann systemkonform, wenn gilt: (1) Formen mit <ä> sind gegenüber Formen mit <a> morphologisch markiert, (2) Formen mit dem markierten Graphem <ä> kommen auch dann vor, wenn kein morphologischer Zusammenhang zu Formen mit <a> besteht. Formen mit dem unmarkierten Graphem <e> kommen dagegen nicht vor, wenn ein morphologischer Zusammenhang zu Formen mit <a> besteht, (3) das Graphem <ä> hat ein eigenes phonologisches Korrelat, d.h., es gibt einen Laut [æ], der im Regelfall auf <ä> abgebildet wird und auch umgekehrt kann jedes <ä>, wenn es für einen gespannten Vokal steht, als [æ] gelesen werden.

Interessanter und in mancher Hinsicht auch kritischer ist das <ä> für den ungespannten Vokal [e] wie in *Wände, mächtig, dämmen*. [e] ist Umlaut zu [a], kommt aber genau so und nur so auch als nicht umgelauteter Vokal vor. Die Möglichkeit, den umgelauteten Vokal zu öffnen wie beim [æ], besteht nicht. Damit haben wir hier einen der ganz seltenen Fälle vor uns, bei denen im Deutschen morphologische Information graphematisch enkodiert ist, die nicht hörbar gemacht werden kann.

Die letzte Fassung des Reformvorschlages formuliert so: „Für kurzes [e] schreibt man *ä* statt *e*, wenn es eine Grundform mit *a* gibt. Dies betrifft flektierte und abgeleitete Wörter wie: *Bänder, Bündel* (wegen *Band*), *Hälse* (wegen *Hals*); *Kälte, kälter* (wegen *kalt*), *überschwänglich* (wegen *Überschwang*).“ (Reformvorschlag 1995, S. 23).

Instruktiv ist ein Vergleich mit der Regelformulierung im Reformvorschlag von 1994. Dort heißt es: „Für das kurze *e* schreibt man *ä* statt *e*, wenn es eine Grundform oder verwandte Wörter auf *a* gibt.“ Und weiter hieß es dort: „Man schreibt ausnahmsweise *e* in *Eltern* (trotz *alt*) und bei Wörtern wie *rennen – rannte, hetzen – Hatz, schwenken – schwanken*.“ (Reformvorschlag 1994, S. 19). Noch 1994 war man also der Auffassung, daß *rennen* eine irreguläre Schreibung sei. Man hat diese Fehlanalyse jetzt beseitigt, indem die Regel von „Grundform oder verwandte Wörter“ auf „Grundform“ eingeschränkt wurde. Der Fall bleibt aber weiter problematisch, wenn man ihn in einem größeren Kontext sieht.

- (2) a. *renne* – *rannte* – *rennte*; *kenne* – *kannte* – *kennte*
 b. *spreche* – *sprach* – *spräche*; *treffe* – *traf* – *träfe*
 c. *sterbe* – *starb* – *stürbe*; *werfe* – *warf* – *würfe*
 d. *berge* – *barg* – ?; *berste* – *barst* – ?
 e. *lege* – *legte* – *legte*; *trenne* – *trennte* – *trennte*

In den Beispielen sind jeweils die Formen der 1.Ps Sg des Präsens (Ind=Konj, wenn man für den Ind die Form mit Schwa wählt) sowie die entsprechenden Formen für den Ind des Prät und den Konj des Prät zusammengestellt. Nach der Formulierung im Regelwerk 1995 müßte der Konj Prät der Verben in 2b mit <e> geschrieben werden, also *spreche* und *trefe*. Ausschlaggebend ist offenbar nicht die Grundform, sondern eine geeignete Bezugsform. Für den Konj Prät ist das der zugehörige Ind, dessen Stammvokal in der Regel umgelautet wird. Dies ist an sich eine Kleinigkeit. Sie zeigt aber wieder, daß man eine ausgearbeitete Morphologie braucht, um die Graphematik angemessen zu formulieren. Auch bei den Verben der anderen Gruppen aus 2 hat der Vokal in der Stammform des Ind Präs zum Vokal der Stammform des Prät das Lautverhältnis des Umlauts. Morphologisch, d.h. richtungsbezogen, handelt es sich natürlich nicht um ein Umlautverhältnis, d.h., das Präsens wird nicht mit <ä> geschrieben. Bezüglich des Konj Prät ergeben sich unterschiedliche Konsequenzen.

Von den Verben, die nicht schwach flektieren, bilden nur die in 2b einen regulären Konj Prät durch Umlautung des Stammvokals im Ind. Möglich ist das, weil der Stammvokal des Prät gespannt ist und damit Distinktivität im Verhältnis zum Präs besteht. Die insgesamt sieben oder acht Verben aus 2c haben diese Möglichkeit nicht, weil die Koda der Stammform *starb*, *warf* usw. komplex ist und deshalb den gespannten Vokal ausschließt. Es bleibt deshalb beim alten Konjunktiv mit Umlaut des alten Pluralvokals. Ist diese Möglichkeit blockiert oder verlorengegangen wie bei den Verben in 2d, dann gibt es keinen Konj Prät. Bei den schwachen Verben fällt der Konj mit dem Ind zusammen.

Die Verben in den Gruppen 2b bis 2e zeigen, daß das morphologisch relevante Oppositionsverhältnis des Konj Prät nicht zu seinem Ind, sondern zum Präsens besteht. Der Zusammenfall der Lautform mit dem Präsens blockiert die reguläre Konjunktivbildung im Prät oder verhindert sie ganz. Der Grund dafür liegt letztlich im Gebrauch der Konjunktivformen. Unter den synthetischen Konjunktivformen ist der Konj Prät unmarkiert. Er wird in der sog. indirekten Rede, der 'eigentlichen' Domäne des Konj Präs, genauso verwendet wie im Potentialis. In diesem Sinne haben auch die Formen des Prät der schwachen Verben konjunktivische

Eigenschaften und werden als konjunktivisch verstanden (Näheres dazu in Wunderlich 1994; B. Wiese 1994; Eisenberg 1995a).

Damit wird verständlich, warum die Verben mit Rückumlaut wie in 2a den Konj Prät mit <e> schreiben. Sie verhalten sich in diesem Punkt ganz wie die schwachen Verben. Das Umlautgraphem <ä> wäre sowohl phonologisch als auch morphologisch leer. Die Umlautung zum Vokal der Präsensstammform ist ausgeschlossen. In den Formen *brennte* und *rennte* liegt tatsächlich kein Umlaut vor, sondern der Stamm hat denselben Vokal wie das Präsens. Auch dieses Beispiel zeigt, mit welcher Konsequenz das morphologische Prinzip im Deutschen an die phonologische Oberfläche gebunden ist.

3. Grenzen des morphologischen Prinzips: Flexion vs. Derivation bei der Verdoppelung von Konsonantbuchstaben in Anglizismen

Die Geminatbildung von Konsonantbuchstaben wird im Reformvorschlag mit 3 als Grundregel erfaßt und mit Beispielen wie denen in 4a illustriert.

- (3) Folgt im Wortstamm auf einen betonten kurzen Vokal nur ein einzelner Konsonant, so kennzeichnet man die Kürze des Vokals durch Verdoppelung des Konsonantbuchstabens.
- (4) a. *Affe, denn, dünn, gönnen, Hass, Paddel, schlimm, statt, wessen*
 b. *Bus, Chip, fit, Gag, Grog, Jet, Job, Kap, Klub, Mob, Pop, Slip, top, Twen*
 c. *Ananas, April, City, Hotel, Kamera, Kapitel, Limit, Mini, Relief, Roboter*

Neben den regelhaften Fällen führt der Reformvorschlag acht Gruppen von Ausnahmen vor, zu denen die in 4b und 4c vollständig wiedergegebenen Beispiellisten von Anglizismen und sonstigen Fremdwörtern gehören (Reformvorschlag 1995, S. 18f.). Im weiteren interessieren nur die Anglizismen und unter ihnen vor allem die Substantive.

Als Grundregel für die Beschreibung der Geminatbildung von Konsonantbuchstaben wird in Eisenberg 1989 und anderen Arbeiten eine zu 3 alternative Regelformulierung vorgeschlagen, die nicht die Vokalkürze, sondern die silbenstrukturelle Position des Konsonanten selbst zum entscheidenden Gesichtspunkt macht. Angenommen wird, daß dann verdoppelt wird, wenn der entsprechende Konsonant allein zwischen betontem gespanntem und unbetontem Vokal steht wie in *Balles, gönnen, schlimmer*, wenn er also die Position eines Silbengelenkes hat. Alle ande-

ren Verdoppelungen sind aus diesen nach dem morphologischen Prinzip abgeleitet, z.B. *Ball, gönnt, schlimm*.

Es sollen an dieser Stelle nicht die anderenorts ausführlich diskutierten Vor- und Nachteile der prosodisch orientierten gegenüber der segmental-phonologisch orientierten Lösung vorgeführt werden. Zur Demonstration der strukturellen Gegebenheiten, auf denen die Geminatenschreibung im Deutschen beruht, ist es aber instruktiv, das Verhalten von Anglizismen zu studieren. Dahinter steht die Auffassung, daß Eigenschaften des zentralen Systems einer Sprache besonders gut an peripheren Einheiten studiert werden können, sofern diese in hinreichend großer Zahl zur Verfügung stehen und den Eigenschaften der Einheiten des zentralen Systems gegenüber in einem zu explizierenden Sinne offen sind.

Beispielsweise ist dafür argumentiert worden, daß gewisse Prinzipien der Plazierung des Wortakzents im Deutschen besonders gut an Fremdwörtern untersucht werden können, weil nur in diesem Bereich des Lexikons eine große Zahl von mehrsilbigen und dennoch morphologisch einfachen Einheiten zur Verfügung steht (dazu z.B. Vennemann 1991; Eisenberg 1991; zur Fremdwortschreibung Meisenburg 1992). Allerdings bleibt dies ein methodisch riskanter Weg, weil nicht immer klar ist, ob man tatsächlich Eigenschaften des zentralen Systems entdeckt oder ob man sie ihm nicht eher zuschreibt. Noch komplizierter wird die Situation, wenn mit einem Wandel im zentralen System zu rechnen ist, der möglicherweise gerade durch die zu beschreibenden Einheiten mit verursacht wird. All dies wird im folgenden eine Rolle spielen. Unserem Eindruck nach lassen sich trotz der Schwierigkeiten einige interessante Aussagen über das Funktionieren der deutschen Orthographie machen. Man sollte auch nicht vergessen: Die Zahl der Anglizismen ist im gegenwärtigen Deutsch so groß, daß sie bei einer systematischen Beschreibung nicht unter den Tisch fallen können.

Die weiteren Ausführungen knüpfen an eine Diskussion zwischen Gerhard Augst und mir an, deren Stand anhand der Daten in 5 resümiert wird (vgl. zuletzt Eisenberg 1991a und die zum Teil bereits seit 1990 vorliegende Untersuchung in Augst 1995). Die Beispiele in 5 sind zum allergrößten Teil der Arbeit von Augst entnommen. Als Geminatenschreibung gilt dabei die im Deutschen übliche Schreibweise, also auch <ß> und <ck> in entsprechenden Positionen.

- (5) a. *Bluff, Boß, Dock, Dreß, Drill, Grill, Jazz, Puck, Riff, Scheck, Skull, Stewarddeß, Trimm, Truck*
 b. *Chip, Cup, Fan, Gag, Gin, Hit, Mop, Pot, Pub, Shit, Slum, Smog, Snob, Trip, Twen*

- c. *Cut* – *cutten/Cutterin*, *Flip* – *Flipper/flippen*, *Flop* – *floppy*,
Hot – *hotten*, *Jet* – *jetten*, *Job* – *jobben*, *Mob* – *Mobbing*,
Pep – *peppig*, *Pin* – *pinnen*, *Pop* – *poppig*, *Shop* – *Shopping*,
Set – *Setting*, *Step* – *steppen*, *Stop* – *stoppen*

Die Wörter in 5a sind nach unserer Analyse im Deutschen regelhaft geschrieben, wenn sie auf eine geeignete Langform mit Silbengelenk bezogen werden können. Das ist bei vielen dieser Formen der Fall, und zwar so, daß die Langform eine Form im selben Flexionsparadigma ist (z.B. *Boß* – *Bosse*, *Dreß* – *Dresses*, *Riff* – *Riffe*, *Stewardeß* – *Stewardessen*). Bei anderen ergibt sich ein solcher Bezug erst, wenn man als Langform auch derivativ bezogene Formen zuläßt (*Jazz* – *jazzen*, *Skull* – *Skuller*, *Trimm* – *trimmen*, *Truck* – *Trucker*). Einige der Wörter haben gar keinen Bezug zu einer geeigneten Langform (*Puck*, *Scheck*).

Die Wörter in 5b sind nach unserer Analyse regelhaft, soweit sie keinen Bezug auf eine Langform zulassen. Das ist bei allen der Fall. Sollte ein derartiger Bezug möglich werden, so geht das Wortpaar in die Liste von 5c über. In 5c finden sich Paare von Wörtern, die je für sich gesehen regelhaft geschrieben sind, die aber zusammengesehen gegen das morphologische Prinzip verstoßen.

Bei dieser Feststellung muß man es nicht bewenden lassen. In Eisenberg 1991a wurde vorgeschlagen, das morphologische Prinzip so zu differenzieren, daß Flexions- und Derivationsmorphologie auch in der Orthographie getrennt zur Geltung gebracht werden können. 'Stammkonstanz' oder 'Schemakonstanz' muß dann auf jeden Fall innerhalb des Flexionsparadigmas gewahrt sein, soweit das morphologische Prinzip überhaupt reicht. Die Formen aus verschiedenen Flexionsparadigmen, die zueinander in einer Ableitungsbeziehung stehen, sind weniger eng aufeinander bezogen als die Formen aus demselben Paradigma. Das ist an sich ein morphologischer Allgemeinplatz. Daß er für eine Graphematik des Deutschen bisher nicht fruchtbar gemacht worden ist, liegt wohl daran, daß er im Kernwortschatz für Fälle wie die in 5c aus kontingenten Gründen keine Rolle spielt.

Die für die Wörter in 5c relevanten Ableitungsbeziehungen sind entweder mit vokalisch anlautenden, betonungsneutralen Suffixen realisiert oder es handelt sich um Fälle von Konversion. Bei Ableitungen mit vokalisch anlautendem Suffix ist die Geminationsbedingung im Derivat erfüllt, d.h., es wird unabhängig von der Basis geminiert. Etwas Ähnliches gilt im Kernbereich aber auch für Konversion. Wörter der offenen flektierenden Klassen weisen innerhalb des Paradigmas regelmäßig zweisilbige Flexionsformen auf. Beim Substantiv sind das mindestens die Pluralformen,

beim Adjektiv sind es alle flektierten Formen. Auch in der Verbflexion spielen die zweisilbigen Flexionsformen als solche eine wichtige Rolle. Sie tauchen systematisch etwa als Formen der 1./3. Ps Pl und als Formen des synthetischen Konjunktivs auf. Damit stehen aber im Deutschen innerhalb eines jeden solchen Flexionsparadigmas Langformen zur Verfügung, die eine Geminatbildung der Konsonantbuchstaben induzieren.

So schreiben wir beispielsweise eine Form wie *knallt* mit doppeltem <l>, weil sich im Verbparadigma Langformen wie *knallen* finden. Das zugehörige Substantiv *Knall* hat mit *Knalles* seine eigene Langform, muß also schon aus paradigmatischen Gründen mit Geminat geschrieben werden. Das kann man verallgemeinern. Dem abgeleiteten Wort sieht man im allgemeinen nicht an, ob es eine Geminatbildung mit der Derivation übernommen hat oder nicht.

Gerade in dieser Hinsicht verhalten sich nun die Anglizismen anders als die Substantive im Kernbereich. Bei denen in 5b treten keine Langformen auf, weil sie, sofern sie überhaupt flektieren, der sog. *s*-Deklination folgen. Das einzige Flexionssuffix dieses Flexionstyps ist das *s*, das als Suffix im Gen Sg und im Pl auftritt. Wichtig dabei ist, daß dieses *s* immer die Koda der letzten Stammsilbe verlängert, nie aber eine zusätzliche Silbe nach sich zieht. Das ist etwa beim Genitiv-*s* der starken Substantive im Kernbereich anders. Im unmarkierten Fall haben wir *Balles* neben *Balls*, d.h., die zusätzliche Silbe ist möglich. Nicht möglich ist dagegen **des Chipes, Fanes, Gages* usw. Es wird konsequent an der Einsilbigkeit festgehalten, und genau deshalb kann es bei der Schreibung mit Einfachbuchstabe bleiben.

Einer anderen Regularität folgen, wie bereits in früheren Arbeiten festgestellt wurde, die Substantive mit koronalem Frikativ im Auslaut (*Boß, Drefß, Jazz, Stewardefß*). Soweit sie einen Plural bilden, ist dieser zweisilbig (*Bosse, Stewardessen*). Im Gen Sg folgen sie der Regularität für die heimischen Substantive, die ja besagt, daß das Genitiv-*s* mit einer zweiten Silbe angeschlossen werden muß (*Haus - Hauses* genau so wie *Boß - Bosses*). Alle diese Substantive finden sich in 5a. Das Interessante ist, daß offenbar rein phonologische Zwänge dafür ausschlaggebend sind, ob ein Substantiv entsprechend 5a in den Kernbereich integriert wird oder nicht.

Für das Deutsche sollte bei der Anwendung des morphologischen Prinzips zwischen Flexions- und Derivationsmorphologie unterschieden werden. Systematisch verankert ist eine graphematische Erscheinung wie die Geminatbildung von Konsonantbuchstaben offenbar primär in der Flexions-

morphologie. Wie weit dies auf andere graphematische Regularitäten zu verallgemeinern ist, bleibe vorerst dahingestellt.

Die zweite Frage bezüglich der Daten in 5c betrifft das Verhältnis des Deutschen zum Englischen. Ein Wechsel bei der Geminatio wie in 5c ist für das Englische ganz geläufig, und es ist vermutet worden, daß daran ein typologischer Unterschied zwischen beiden Sprachen deutlich wird. Das graphematische System des Englischen gilt als tiefer als das des Deutschen. Deshalb ist zunächst nicht zu erwarten, daß das Englische bei der Geminatio sozusagen weniger Morphologie zeigt als das Deutsche (dazu ausführlicher wiederum Eisenberg 1991a; Augst 1995).

Mit den vorausgehenden Ausführungen zur Geminatio ist die Frage im Grunde schon beantwortet. Das Deutsche schreibt im betrachteten Bereich nicht mehr oder weniger morphologisch als das Englische. Die Unterschiede liegen nicht im Schriftsystem, sondern sie liegen in der Morphologie selbst. Neuere Untersuchungen zur Flexionsmorphologie des Deutschen stellen insbesondere deren prosodische Charakteristika heraus, wozu auch der systematische Wechsel zwischen einsilbigen und zweisilbigen Formen gehört (vgl. z.B. Vennemann 1991, 1991a; Eisenberg 1991; Köpcke 1993; R. Wiese 1995). Dies begründet offenbar einen typologischen Unterschied zum Englischen, der Folgen für die Orthographie hat, der aber nicht in der Orthographie seine Quelle hat.

Gerhard Augst (1995, Teil II) schlägt nun vor, die in Eisenberg (1991a) formulierte und oben differenzierte Geminationsregel von ihrer einseitigen Bindung an den zweisilbigen Fuß zu lösen und auch auf die Schreibung von einsilbigen Formen konsequent anzuwenden. Die Regel besagt ja bisher, daß Einsilber immer dann mit Geminaten geschrieben werden, wenn eine geeignete Langform vorhanden ist. In ihrer verschärften Form würde sie besagen, daß Geminatio *nur* unter diesen Bedingungen auftritt und daß jede nicht so fundierte Geminatio im Kernbereich des Vokabulars unakzeptabel wäre.

Bei Wörtern wie *Scheck* und *Puck* aus 5a, für die es keine verwandten Zweisilber gibt, würde Integration ins System des Deutschen bedeuten, daß sie die Geminaten durch einen Einfachbuchstaben ersetzen. Dasselbe würde für *Jazz*, *Truck* und viele andere Wörter gelten, die keine Langform im Flexionsparadigma haben, obwohl es zweisilbige Derivate gibt.

Offenbar führt die Geminationsregel nicht zu dieser Konsequenz. Es gibt nicht nur unter den Anglizismen eine ganze Reihe von Wörtern, deren Schreibweise mit Geminaten synchron nicht prosodisch motiviert ist. Entlehnung von Formen, historische Isolierung von Formen, Analogiebildung unterschiedlicher Art, Reanalyse usw. spielen in allen Bereichen des Le-

xikons und für alle Strukturebenen eine bedeutende Rolle. Daß es sie auch in der Orthographie gibt, ist eigentlich selbstverständlich und besagt nichts über die Wirksamkeit des entscheidenden Strukturprinzips. Anders als sonst fallen sie uns aber in der Schrift besonders auf und veranlassen uns sogar, über eine Reform und damit ihre Beseitigung nachzudenken. Das liegt letztlich wohl wieder an dem besonderen Verhältnis, daß wir zur Orthographie haben. Ordnung muß sein.

4. Zusammenfassung

Die in Abschnitt 2 und 3 behandelten Beispiele bringen bezüglich der Frage, ob und gegebenenfalls wie typologische Aussagen über ein Alphabetschriftsystem wie das des Deutschen möglich und von Interesse sind, unterschiedliche Gesichtspunkte ins Spiel. Die *ā*-Schreibung zeigt, wie man innerhalb des isolierten Tiefenparameters Morphologie Unterschiede zwischen Einzelsprachen formulieren kann. Das Schriftsystem des Deutschen morphologisiert konsequent, aber an die phonologische Oberfläche gebunden. Bei der Geminatbildung von Konsonantbuchstaben zeigt sich, daß Unterschiede im Schriftsystem zweier Sprachen unter Umständen gar nicht als solche isoliert werden können, sondern sich aus davon unabhängigen typologischen Unterschieden ableiten lassen. Beide Arten von Gesichtspunkten sind für eine Typologie der Alphabetschriften von Interesse.

Literatur

- Augst, Gerhard (1995): Einfacher und doppelter Konsonant in Anglizismen. In: Sommerfeldt, Karl-Ernst/Ewald, Petra (Hg.) (1995): Probleme der Schriftlinguistik. Frankfurt/M. Demnächst.
- Coulmas, Florian (1995): Typology of Writing Systems. In: Günther/Ludwig (Hg.) (1995). Demnächst.
- De Francis, John (1989): Visible Speech. The diverse oneness of writing systems. Honolulu.
- Duden (1995): Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. 5. Aufl. Mannheim.
- Eisenberg, Peter (1989): Die Schreibsilbe im Deutschen. In: Eisenberg, Peter/Günther, Hartmut (Hg.) (1989): Schriftsystem und Orthographie. Tübingen. S. 57-84. (= RGL 97).
- Eisenberg, Peter (1991): Syllabische Struktur und Wortakzent. Prinzipien der Prosodik deutscher Wörter. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 10, S. 37-64.
- Eisenberg, Peter (1991a): Integration einer fremden Struktur. Die Geminatbildung von Konsonantgraphemen in deutschen Anglizismen. In: Iwasaki, Eijiro (Hg.) (1991): Begegnung mit dem 'Fremden'. Grenzen - Traditionen - Vergleiche. Band 4. München. S. 341-347.

- Eisenberg, Peter (1995): Sprachsystem und Schriftsystem. In: Günther/Ludwig (Hg.) (1995). Demnächst.
- Eisenberg, Peter (1995a): Konjunktiv als verbale Flexionskategorie im Deutschen. In: Debus, Friedhelm/Leirbukt, Oddleif (Hg.): Aspekte der Modalität im Deutschen. Demnächst.
- Faber, Alice (1992): Phonemic segmentation epiphenomenon. In: Downing, Pamela u.a. (Hg.) (1992): The Linguistics of Literacy. Amsterdam. S. 111-134.
- Günther, Hartmut/Ludwig, Otto (Hg.) (1995): Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung. Band 2. Berlin demnächst.
- Köpcke, Klaus-Michael (1993): Schemata bei der Pluralbildung im Deutschen. Tübingen (= SdG 47).
- Meisenburg, Trudel (1992): Graphische und phonische Integration von Fremdwörtern am Beispiel des Spanischen. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 11, S. 47-67.
- Meisenburg, Trudel (1994): Zur Typologie von Alphabetschriften anhand des Parameters der Tiefe. Ms.
- Meisenburg, Trudel (1994a): Romanische Schriftsysteme im Vergleich. Habilitationsschrift Universität Freiburg.
- Reformvorschlag (1994): Deutsche Rechtschreibung. Regelteil. Überarbeitete Fassung vom April 1994, vorgelegt von Mitgliedern des Internationalen Arbeitskreises für Orthographie im Auftrag der zuständigen amtlichen Stellen in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Ohne Ort.
- Reformvorschlag (1995): Deutsche Rechtschreibung. Regeln und Wörterverzeichnis. Vorlage für die amtliche Regelung. Tübingen. März 1995. Ohne Ort.
- Vennemann, Theo (1991): Syllable structure and syllable cut prosodies in Modern Standard German. In: Bertinetto, Piermarco/Kenstowicz, Michael/Loporcaro, Michele (Hg.) (1991): Certamen Phonologicum II. Turin. S. 211-243.
- Vennemann, Theo (1991a): Skizze der deutschen Wortprosodie. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 10, S. 86-111.
- Wiese, Bernd (1994): Die Personal- und Numerusendungen der deutschen Verbformen. In: Köpcke, Klaus-Michael (Hg.) (1994): Funktionale Untersuchungen zur deutschen Nominal- und Verbalmorphologie. Tübingen. S. 161-191. (= LA 319).
- Wiese, Richard (1988): Silbische und lexikalische Phonologie. Studien zum Chinesischen und zum Deutschen. Tübingen. (= LA 211).
- Wiese, Richard (1995): The Phonology of German. Oxford. Demnächst.
- Wunderlich, Dieter (1994): Minimalist Morphology: The Role of Paradigms. In: Proc. of the Sixth International Morphology Meeting Szombathely 1994. Demnächst.